



Werner Thuswaldner

## **Ruth Jungk**

### Angst vor einer scharfen Kritikerin

Ruth Jungk war ein bisschen gefürchtet, weil sie mit dem Blick von außen scharfe Urteile über manche Salzburger und Salzburgerinnen fällte. Kaum einmal lag sie damit daneben.

Ruth Jungk hielt nicht viel von Konventionen. Sie war kein bisschen kontaktscheu und fand, als sie 1970 mit ihrer Familie nach Salzburg kam, problemlos Gesprächspartner, vor allem unter jüngeren Leuten, die, selbst mehr oder weniger unangepasst, ähnlich wie sie einen kritischen Blick auf die Gesellschaft hatten. Michael Stolhofer gehörte dazu, Markus Hinterhäuser und andere. Hofrat Peter Krön, damals der oberste Kulturbeamte des Landes, hatte immer ein Ohr für die Familie Jungk und kümmerte sich, wenn es Probleme gab.

Ich war in ihrer Gesellschaft auch als Ansprechpartner gelitten. In der Art, wie sie Kritik äußerte – und Kritik zu äußern, war eine ihrer Lieblingsbeschäftigungen –, verfuhr sie nicht, wie das in ihrer Heimatstadt Wien zu geschehen pflegt, nämlich auf Umwegen, indirekt und in eine Fülle vermeintlicher Höflichkeitsfloskeln verpackt. Ihre Kritik klang gnadenlos unverblümt, zuweilen vernichtend. Sie sah genau, wo Anspruch und Wirklichkeit nicht übereinstimmten. „Erfrischend“ war diese Kritik auf alle Fälle. „Unerschrocken“ konnte man sie auch nennen. Wer sich aufblähte und sein Pöstchen nur irgendwelchen Mausechelen zu verdanken hatte, im Grunde aber nur über geringe Fähigkeiten verfügte, wurde gnadenlos

auf ein Millimetermaß zurückgestutzt und die weit verbreitete Selbstüberschätzung eingedämmt. Protektionsfälle wurden von ihr in aller Deutlichkeit als solche benannt.

Oft lief man ihr in der Stadt über den Weg. Diese Begegnungen arteten jedes Mal in ein längeres Gespräch aus. Es war ein Austausch von Meinungen. Nach der Reihe wurden Leute, die sich gerade besonders hervortaten, besprochen, mehr als das: bewertet. Die Übereinstimmung in den Urteilen, meist weit abweichend von den gängigen Einschätzungen, war jeweils auffällig groß. Das waren kleine Gerichtsverfahren. Ruth Jungk benützte die Gespräche – das ging unerschwerlich vor sich – auch dazu, um Informationen, gleichsam Beweismaterial gegen den einen oder die andere zu sammeln.

Die persönlichen Begegnungen mit ihr waren das eine, die Telefonate das andere. Kaum jemand anderer hat das Telefon so intensiv wie sie als Kommunikationsmöglichkeit genützt. Das war übrigens damals noch nicht so preisgünstig wie heute. Mit ihrer unverkennbaren Altstimme nannte sie ihren Namen. Oft war der Anrufbeantworter, wenn ich abends heimkam, komplett voll mit einem Monolog von Ruth Jungk. Das ging ja noch an. Aber wenn sie mich in der Redaktion anrief, war es heikler. Denn das waren Anrufe, die sich von meiner Seite nicht auf kurze Antworten auf ein paar Fragen beschränken ließen. Ruth Jungk ließ sich nicht einfach aus der Leitung drängen, sie wollte jeweils ein ausführliches Gespräch. Jeden Versuch, sie abzuschütteln, hätte sie als Affront verstanden.

Dass in einer Redaktion Stress herrschen könnte, konnte sie sich vermutlich vorstellen, aber es interessierte sie gerade nicht sonderlich. Etwas Wichtigeres als ein Gespräch mit ihr war für sie nicht denkbar. Währenddessen stand längst die Sekretärin, die dringend etwas wollte, vor meinem Schreibtisch und hinter ihr ein, zwei Kollegen, die ebenfalls auf eine Auskunft drängten, um ihre Arbeit fortsetzen zu können, und in der Leitung war ein andauerndes Piepsen zu hören, das signalisierte, dass andere Anrufer auf einen Gesprächskontakt warteten. Und da war ja auch noch die Arbeit an einem Artikel, der unter höchstem Zeitdruck hätte zu Ende geschrieben werden müssen. Ruth Jungk war nicht die Einzige, die solche Situationen heraufbeschwor, aber ganz bestimmt der extremste Fall.

Wenn sie einen nach dem anderen über die Klinge ihres nicht gerade feinen oder zurückhaltenden Spotts springen ließ, fragte ich mich, ob sie Ausnahmen machte, ob es vielleicht eine Schutzzone gab, innerhalb der sie eine Beißhemmung hatte. Gab es welche, die von ihr verschont blieben? Es schien, als hätten die jüngeren Leute, mit denen sie ihre spezielle Art der Gesellschaftskritik betrieb, nichts von ihr zu befürchten. Ich zählte mich auch dazu, war allerdings nie ganz sicher, wie viel sie von Fairness hielt und ob sie nicht anderswo heftige Vorbehalte über mich äußerte. Es könnte aber durchaus sein, dass ich ungeschoren davongekommen bin.

Schutzmantelmadonna zu spielen, war jedenfalls nicht ihre Rolle. Aber doch wenigstens in Bezug auf ihren Mann und ihren Sohn? Hatte es nicht geheißen, sie würde ihrem Mann die Beschwerden des Alltags strikt vom Leib halten, um ihm nur ja die denkbar beste Arbeitsatmosphäre zu schaffen? Und vergötterte sie nicht ihren Sohn, den sie für das kommende schriftstellerische Genie schlechthin hielt?

Das mochte schon stimmen. War aber wohl nur die eine Seite der Medaille. Auf der anderen Seite war zu registrieren, wie gnadenlos sie auch ihren Mann und ihren Sohn ohne Pardon kritisierte. Mit Lob ging sie sehr sparsam um. Wenn sie Andeutungen machte, etwas halbwegs zu goutieren, dann konnte sich ihr Mann geschmeichelt fühlen, denn es war dies das Höchstmaß an Anerkennung, das sie über die Lippen brachte. Nein, auch innerhalb der Familie hielt sie sich mit Kritik, die nicht immer so leicht als „wohlmeinend“ zu erkennen war, nicht zurück.

Einer ihrer seltsamsten Anrufe erreichte mich in der Redaktion am 16. Juli 1989 in der Mittagszeit. Es war ein Sonntag, und an einem Sonntag war man als Redakteur allein in der Kulturredaktion. Sie sagte:

„Wissen Sie, dass Karajan heute gestorben ist?“

Dass es stimmte, was sie sagte, war nicht ausgeschlossen, denn Herbert von Karajan war damals sterbenskrank, das war allgemein bekannt, und man rechnete mit dem Schlimmsten. Es war ein paar Tage vor Festspielbeginn. Für Verdis „Maskenball“, den Karajan hätte dirigieren sollen, war längst George Solti vorgesehen. Doch keine der Nachrichtenagenturen hatte bis dahin eine

Todesmeldung gebracht. Woher Ruth Jungk die Neuigkeit erfahren haben sollte, sagte sie nicht, versicherte aber:

„Ja, es ist so. Er ist in Saint Tropez gestorben.“

Das nun hielt ich für völlig ausgeschlossen. Karajan lag in seinem Haus in Anif, unmöglich der Gedanke, er könnte nach Saint Tropez gebracht worden sein. Einigermaßen verunsichert arbeitete ich weiter. Als Bildzeitungsreporter hätte ich natürlich sofort, ausgestattet mit einer versteckten Kamera, nach Anif fahren müssen, um, womöglich verkleidet als Arzthelfer, persönlich Karajans Puls zu fühlen.

Die Todesnachricht kam als Eilmeldung über den Fernschreiber, als meine Arbeit an diesem Sonntag weitgehend getan war, um etwa 16.30 Uhr. Von Saint Tropez stand allerdings nichts in der Meldung. Wie Ruth Jungk schon Stunden vorher wissen konnte, dass Karajan gestorben war, ist mir bis heute ein Rätsel. Eine Frau, begabt mit Fähigkeiten, die über das Irdische hinausgingen, war sie vermutlich wohl. Klar, dass alle Vorbereitungen für die Montagsausgabe der Zeitung nun für den Papierkorb waren. Der Leitartikel und die gesamte Kulturseite mussten unter höchstem Zeitdruck dem Verstorbenen gewidmet werden. Warum wir nicht einen ausführlichen Nachruf vorbereitet hatten? Es muss mit Pietät zu tun gehabt haben. In anderen Fällen ist es sehr wohl geschehen. Der Schreiber des Nachrufs von Winston Churchill etwa ist vor Churchill gestorben. Es wundert einen nicht völlig, wenn in einem Bericht über Ruth Jungk zu lesen stand, sie sei bei den Salzburgern nicht sehr beliebt gewesen und habe als schwierige Person gegolten. „So erzählt man sich, dass Taxifahrer nur mehr auf freiwilliger Basis Ruth Jungk fahren. Eine andere Anekdote schildert, dass Robert Jungk einst während eines Vortrags die Polizei zur Entfernung einer Person in der letzten Reihe seiner Zuhörer rief. Diese Person störte anhaltend durch Zwischenrufe und Provokationen seinen Vortrag. Die Person war – seine Frau gewesen.“

Einer, der ein Lied vom Ehepaar Jungk singen konnte, war der Kellner Herr Wolfgang im Café Bazar (nicht der jetzt im Bazar amtierende Herr Wolfgang, sondern sein namensgleicher Vorgänger). Wenn das Ehepaar auf der Terrasse saß, um die in- und ausländischen Zeitungen zu lesen, war er durch fortwährende kleine Anweisungen bis auf Weiteres vollkommen ausgelastet. Hoch geachtet

war der Oberkellner vom Salzachgrill, wo das Ehepaar Jungk oft zu Mittag aß. Ruth Jungk kochte nicht. Dieser Oberkellner brachte für die beiden Gäste aus der Steingasse alle Geduld und Freundlichkeit der Welt auf.

Das geistige Klima in Salzburg in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts versprach das Ende einer langen Zeit der Lähmung. So kam es mir vor. Es herrschte Aufbruchsstimmung. Neue Initiativen kamen in Schwung, in der Stadt und auf dem Land wurden mehrere Kulturzentren gegründet. Die politische Führung war entschlossen, Zeichen zu setzen. Teile der Universität gaben den Elfenbeinturm auf und mischten sich in das Kulturleben ein. Mein Studium damals sehe ich im Rückblick als eine überaus ergiebige Phase, vor allem auf Grund anregender Lehrer in den Disziplinen Germanistik, Geschichte und Sprachwissenschaft. Ein angenehm weiter Horizont, Interdisziplinarität und die engagierte Teilhabe am kulturellen Leben außerhalb der Universität waren auffällige Merkmale. Die Annahme allerdings, dass in anderen Fächern ein ähnliches Niveau und ähnliche Lebendigkeit üblich sein würde, beruhte, wie mein Besuch bei anderen Lehrveranstaltungen ergab, auf reinem Irrtum. Vielfach hatten auf schnellem Weg zu Universitätsprofessoren mutierte Mittelschullehrer das Sagen. Das studentische Leben war nicht besonders stark ausgeprägt, denn die Studierenden kamen vor allem aus dem Innviertel, fuhren am Donnerstag nach Hause und kamen am Montag oder Dienstag wieder zurück.

Das war das Salzburger Klima in der beginnenden „Kreisky-Ära“, mit dem es der Zukunftsforscher Robert Jungk und seine Familie zu tun bekamen, als sie hierher kamen. Er, seine Frau Ruth und der Sohn Peter Stephan, der gerade seine Gymnasialjahre abschloss, wurden nicht als krasse Außenseiter gesehen. Dennoch: Warum war Salzburg für die Familie so attraktiv? In seiner Biografie mit dem Titel „Trotzdem. Mein Leben für die Zukunft“ schrieb Jungk 1993, dass die Stadt Salzburg schon in den dreißiger Jahren einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hätte. Er war damals auf der Flucht vor den Nazis nach Paris: „Die Fahrt von Seefeld nach Paris war für mein späteres Leben sehr wichtig. Ich hatte in Salzburg einen längeren Halt und konnte mir die Stadt ansehen. Es war so wunderschön, dass ich mir damals geschworen hatte, hier immer wieder herzukommen – was ich ja nun geschafft habe.“

Der Publizist Peter Meier-Bergfeld vermittelte nach einem Gespräch mit Robert Jungk zu dessen 80. Geburtstag ein Bild der Zufriedenheit. Der Jubilar erschien ihm zwar rastlos, aber doch auch angekommen und die Harmonie mit Frau Ruth nach 45 Jahren Ehe als mehr oder weniger vollkommen:

„Wir sitzen in seiner ‚Zukunftsbibliothek‘, zwischen Stadtmauer und Mozartsteg, mit Blick auf Salzach und Feste Hohensalzburg. Warum er denn 1970 nach Salzburg gegangen sei, nach so vielen Lebensstationen (Paris, Prag, London, Zürich, New York, Wien), nach dieser langen, langen Odyssee des vertriebenen deutschen Juden durch diese hektische Welt ...

„Weil ich die Schönheit Salzburgs brauche! Es sind die immateriellen Werte, die das Leben lebenswert machen ...“

Sicher ist es seine Frau gewesen, Ruth Suschitzky, die er 1948 geheiratet hat, die dem Menschen Robert Jungk am meisten gegeben hat, „die meine schärfste Kritikerin ist. Aber das war nur zuerst unangenehm. Jetzt freu' ich mich, wenn sie sagt: Er ist gut, aber er könnte noch viel besser sein.“ Er nennt sie ‚Schatzi‘, und verabschiedet sie mit einem österreichischen ‚Bussi‘, was im doch noch norddeutschen Tonfall etwas Rührendes hat. 45 Jahre Ehe!“

An anderer Stelle antwortete er auf die Frage, warum er sich in Salzburg niedergelassen habe: Der Faschismus und Antisemitismus seien in Österreich „gemütlicher“ als in Deutschland.

Dennoch ist es nicht leicht zu verstehen, warum gerade Salzburg, wo immerhin 1938 die einzige Bücherverbrennung in der „Ostmark“ stattgefunden hatte, für ihn und seine Frau Ruth ein Wunschort sein konnte. Thomas Bernhard dagegen ließ es an Drastik nicht fehlen, wenn er das Nachkriegs-Salzburg als erkatholisches Nazinest beschrieb (besonders deutlich in dem zu einer autobiografischen Pentalogie gehörenden Buch „Die Ursache“).

Für jemand, der von außen kommt, war es zu keiner Zeit einfach, in die Salzburger Gesellschaft hineinzukommen. Die Repräsentanten dieser mehr oder weniger geschlossenen Gesellschaft sind gern unter sich und wollen ungestört bleiben. Man stammt am besten aus einer Kaufmannsfamilie, deren Nachkommen es in zweiter oder dritter Generation zu Rechtsanwälten und Ärzten gebracht haben. Zum Beweis für seine eigene Aufgeschlossenheit, arbeitet man nebenberuflich in einer Kulturinstitution mit, am besten als „Präsident“.

Aber auch in einer Position, zu der einem die Kirche verholpen hat, fährt man, wie viele lebende Beispiele zeigen, gut. Nach Kompetenz und Qualifikation wird nicht so genau gefragt. Das war vor vierzig oder fünfzig Jahren noch ausgeprägter als heutzutage. Kaum jemand kriegte einen Fuß auf die Erde, der nicht Teil dieser engmaschigen Netzwerke war.

Über das Leben der Familie Jungk, insbesondere über die Rolle der Mutter, steht viel in dem Roman „Reise über den Hudson“ von Peter Stephan Jungk. Erzählt wird von einem Verkehrsstau, in den der Sohn – mit seiner Mutter als Beifahrerin – auf einer Fahrt über eine Brücke des Hudsons gerät. In vielen Rückblenden kommt das Familienleben zur Sprache. Es ist kein durchgehend autobiografischer Roman, die Namen und manches andere erscheinen verfremdet, aber das Deciffrieren fällt nicht allzu schwer. Ein kleines Beispiel: Die Schauspielerin und langjährige Organisatorin des Wiener Opernballs heißt im Buch nicht Lotte Tobisch, sondern „Lotte Tobias“. Als Leser hört man Ruth Jungk, die im Roman „Rosa“ heißt, reden. Der Sohn heißt „Gustav“. In den Streitgesprächen zwischen Mutter und Sohn ist die Mutter immer Siegerin. Sie spart nicht mit Kritik an ihm, aber er auch nicht mit Kritik an ihr:

„Gustav verzweifelte als Kind an Mutters Ahnungslosigkeit. Und doch gelang es ihr auf wundersame Weise, fast immer so zu tun, als wisse sie Bescheid, als sei ihr nichts fremd. Unrecht zu haben, das gab es nicht in ihrem Bild von sich selbst. Ihre Einfältigkeit war mit Raffinesse gepaart, ihre Ahnungslosigkeit und Unbildung mit äußerster Schlauheit. Ihre Irrtümer und Fehler wusste sie mit Ausreden auszugleichen, sie war Weltmeisterin im Ausredenerfinden.“

Die Familie Jungk wohnte während ihrer Salzburger Jahre im vierten Stock des von Efeu überwucherten Hauses Steingasse 31. Ein spezieller Ort. Es ist das Haus, zu dem von der Gasse aus eine Stiege hinaufführt. Hier wurde 1792 zwei Stockwerke tiefer der Textdichter des Liedes „Stille Nacht“ geboren. Seine Mutter war die aus Hallein stammende Anna Schoiberin, die vom Stricken lebte. Der Vater kam aus dem Lungau und desertierte als Musketier des Fürsterzbischofs, sodass ihn der Sohn nie kennenlernte. Der Taufpate des kleinen Joseph war der letzte Scharfrichter von Salzburg, Joseph Wohlmuth, der seine Wirkungsstätte draußen vor der Stadt in der Nähe des heutigen Kommunalfriedhofs hatte. Die Anna Schoiberin hatte übrigens vier Kinder von verschiedenen Vätern.



Heiraten war für arme Leute kaum möglich, denn sie konnten den damals nötigen Nachweis eines gewissen Einkommensniveaus nicht erbringen. An dem Haus erinnert keine Gedenktafel an den armen Geistlichen. Eine solche Tafel befindet sich am Haus Nr. 9, obwohl man heute weiß, dass dies nicht sein Geburtshaus gewesen ist. Den Bewohnern des Hauses täte es aber unendlich leid, wenn die Tafel abmontiert werden würde. Und die Bewohner des Hauses Nr. 31 wollen keine solche Tafel. Ist so etwas außerhalb Österreichs (Kakaniens) vorstellbar?

Für Robert Jungk existiert eine Gedenkplakette. Allerdings ist sie am Haus Nr. 29 angebracht, weil die Bewohner von Nr. 31 generell gegen Gedenktafeln an ihrem Haus sind. Peter Stephan Jungk bedauert es zutiefst, dass diese Gedenktafel nur an seinen Vater erinnert und nicht auch an seine Mutter. Er macht sich schwere Vorwürfe, nicht rechtzeitig an die Obrigkeit appelliert zu haben, auch seine Mutter draufzuschreiben und ist überzeugt, dass sie ihm deswegen gram sei.

Robert Jungk wurde in Salzburg nicht erst postum vielfach geehrt. Viele wussten, wer er war. Nach Jahren der Zurückhaltung entschlossen sich auch die offiziellen Stellen, ihn mit Auszeichnungen zu würdigen. Die Katastrophe in der ukrainischen Stadt Tschernobyl 1986, als es dort nach einer Kernschmelze zu den verheerendsten Folgen kam, bestätigten Jungks Skepsis gegenüber der Nuklearindustrie auf fatale Weise. Wer auch nur ein bisschen Ahnung hatte, dem war klar, dass Robert Jungk und seine Frau Ruth Menschen waren, die „viel mitgemacht“ hatten. So lautete die Redensart. Ihnen gegenüber freundlich zu sein, war also immer auch eine selbstverständliche kleine Geste der „Wiedergutmachung“.

Mit Nachdruck wurde Robert Jungks Lebensleistung anerkannt, als es 1986 zur Einrichtung der „Robert-Jungk-Bibliothek für Zukunftsfragen“ kam, einer wissenschaftlichen Einrichtung, deren Basis von Jungks umfassender Bibliothek gebildet wird. Der Sitz der wissenschaftlichen Einrichtung wurde inzwischen vom Hotel Corso in den „Competence Park Lehen“ verlegt, ebenso wie der nach Robert Jungk benannte kleine Platz.

Den Polizisten und Gendarmen allerdings, die Robert Jungk am 20. Mai 1972 auf der Landebahn des Salzburger Flughafens niederknüppelten, dass ihm das Blut von der Stirn troff, sagte sein Name nichts. Ich erinnere mich an diese Szene ganz genau, sie wurde von Fernsehkameras festgehalten. Hier manifestierte sich die Anti-Vietnambewegung der Zeit, als die Amerikaner achtzig Millionen Liter des Gifts „Agent Orange“ über dem Land abwarfen, worunter die Bewohner heute noch leiden.

An diesem Tag im Mai trat eine ansehnliche Schar von Demonstranten gegen die Zwischenlandung des amerikanischen Präsidenten Richard Nixon auf. In seinem Gefolge war auch Außenminister Henry Kissinger. Sie legten auf ihrer Reise nach Moskau zu Verhandlungen mit Leonid Breschnew einen Zwischenaufenthalt in Salzburg ein. Die Repräsentanten von Stadt und Land Salzburg fühlten sich überaus geschmeichelt. Am Nachmittag gab es heftige Proteste in der Innenstadt, am Abend dann am Flughafen. Bundeskanzler Kreisky schüttelte Nixon am Fuß der Gangway die Hand. Kreiskys Sohn dagegen stand in der Schar der Demonstranten. In den Medien war von „langhaarigen Affen“ die Rede. Nixons Präsidentschaft endete zwei Jahre später im Zug des „Watergate“-Skandals auf wenig ehrenhafte Weise.

Robert Jungk war da gewesen, weil er sich Sorgen um seinen Sohn Peter Stephan machte. Er wollte ihn wegen seiner prekären Gesundheit im Auge behalten. Peter Stephan stand eine ernsthafte Operation bevor.

Salzburg war für Ruth Jungk zu klein, zu provinziell. Das konnte man von ihr immer wieder hören. Wenn sie aber während der Festspiele im „Stadtkrug“ am Stammtisch des Direktoriumsmitglieds der Festspiele und Burgtheaterdirektors Ernst Haeusserman saß, der als verlängerter Arm Karajans relativ einflussreich war, fühlte sie sich inmitten der internationalen Sängerstars recht wohl. Ambivalenz gehörte zweifellos zu ihrem Leben.

Robert Jungk war unentwegt unterwegs, um im In- und noch mehr im Ausland Vorträge zu halten, an Tagungen teilzunehmen und Recherchen zu betreiben. Er war beseelt davon, die Menschen aufzuklären, blinde Fortschrittsgläubigkeit in Frage zu stellen und vor Fehlentwicklungen zu warnen. Bücher waren selbst-

verständlich ein wichtiges Mittel, diese Art Missionstätigkeit zu betreiben. Es kam vor, dass er sich in ein Kloster zurückzog, um ein neues zu schreiben. Sein Engagement war von dem Eindruck getrieben, dass sich der Kalte Krieg jeder Zeit in einen Heißen verwandeln konnte. Für seine tiefe Abneigung gegenüber der Anwendung der Kernspaltung im Zusammenhang mit der Kriegsführung und der Energiegewinnung fand er in Salzburg ein spezielles Betätigungsfeld, als sich viele Menschen hier im Verein mit führenden Politikern gegen die Realisierung der Wiederaufbereitungsanlage Wackersdorf in der Oberpfalz auflehnten. Auch gegen das AKW Temelin trat er in Demonstrationen auf. Seine Frau Ruth war stets an seiner Seite. Bei ihr mögen sich die Sorge um die Auswirkungen der Atomindustrie und jene um ihren Mann die Waage gehalten haben. Dessen Sympathien gehörten den Grünen, weil er in deren Programmatik Übereinstimmungen mit seinen Ideen fand. Ruth Jungk war auch in diesem Punkt mit ihm einig, fand es aber gar nicht gut, wie sich die Grünen anzuziehen pflegten. Gern hätte sie ihnen, wenn die finanziellen Möglichkeiten dafür da gewesen wären, zu einem adretteren Aussehen verholfen. Als sich Robert Jungk 1995 von den Grünen als Präsidentschaftskandidat aufstellen ließ und 5,7 Prozent erhielt, war er darüber nicht unglücklich. Er wertete die Gelegenheit bei seinen Wahlkampfauftritten ein großes Forum für seine Ideen bekommen zu haben als sehr positiv.

Man darf sich nicht vorstellen, dass sich Ruth Jungk mit der Rolle einer Bewunderin ihres Mannes begnügte. Sie war selbstbewusst und gescheit genug, um als eigenständige Persönlichkeit durchs Leben zu gehen. Das hatte mit ihrer Herkunft zu tun. Eine wienerische Färbung in ihrer Sprechweise war nicht zu überhören. Sie sprach nicht etwa Dialekt, ließ aber hie und da umgangssprachliche Floskeln miteinfließen. Sie war ja wirklich Wienerin, kannte aber einiges mehr von der Welt als bloß Wien.

Ruth Jungks Mädchenname war Suschitzky, ein Name, der Gewicht in Wien hatte und bis heute hat. Die Familien dieses „Clans“ verzeichnen eine Reihe außergewöhnlicher Persönlichkeiten. Ruths Vater, Philipp Suschitzky, und dessen älterer Bruder Wilhelm gründeten im Herbst 1901 in Wien X., Himmerbergstraße 10, eine „Sortiments- und Antiquariatsbuchhandlung“. Die Gründung wurde von den Behörden zunächst mit der Begründung zurückgewiesen, im

Bezirk – er hatte damals rund 120.000 Einwohner, hauptsächlich Arbeiter – gebe es keinen Bedarf für eine Buchhandlung. Die Brüder Suschitzky mussten sich an das Innenministerium wenden, um Erfolg zu haben.

<b>BUCHHANDLUNG BRÜDER SUSCHITZKY</b>		
<b>SPEZIALITÄTEN:</b> ANTIALCOHOLICA, EIN- RICHTUNG VON ARBEITER-, VEREINS- u. FABRIKS-BIBLIO- THEKEN, TECHN. WERKE		<b>GESCHÄFTSSTELLE:</b> MONATSSCHRIFT: NEUES FRAUENLEBEN - MONISTEN- BUND IN OESTERREICH WIEN, TELEPHON 1415/VI
<b>ANTIQUARIAT: VERLAG: KUNSTHANDLUNG</b>		

1910 starteten die Brüder Suschitzky zudem mit einem Verlag, den sie nach dem von der Arbeiterbewegung hoch geschätzten sozialkritischen österreichischen Volksdichter Ludwig Anzengruber benannten. Buchhandlung und Verlag hatten wegen der Nähe zum Sozialismus immer wieder mit hanebüchen begründeten Attacken von rechts zu kämpfen. Diese Angriffe waren oft auch antisemitisch gefärbt. Tatsächlich gelang es, das Unternehmen in Schwierigkeiten zu bringen. Der Versuch der Brüder, eine zweite Konzession im Ersten Bezirk von Wien zu bekommen, wurde von den Behörden abgeschmettert. Mit ihrem Verlagsprogramm setzten sich die Brüder Suschitzky für Sozialdemokratie, für die Frauenrechte und Pazifismus sowie für Sozial- und Sexualreformen ein. Immer wieder hatten sie gerichtliche Auseinandersetzungen zu führen. Die Lage verschärfte sich in den dreißiger Jahren, als sich der Austrofaschismus durchsetzte und die Demokratie auf der Strecke blieb. Ruths Onkel Wilhelm beging 1934 Selbstmord. Seine Witwe, Adele, übernahm die Geschäftsanteile.

Ruths Mutter, Olga Suschitzky, leitete in Wien eine Ballett-Compagnie, das Suschitzky-Ballett, und eine Tanzschule. Ruth wuchs schon als kleines Kind in den Ballettbetrieb hinein und soll schon im Alter von vier Jahren aufgetreten sein. Vor allem im Bürgertheater, das von 1901 bis 1960 im Dritten Bezirk von Wien existierte und sich als Ort vieler erfolgreicher Operetten-Produktionen etablieren konnte, bot dem Suschitzky-Ballett Auftrittsmöglichkeiten. Bruno Kreisky soll einmal gesagt haben, dass er sich an Auftritte von Ruth Suschitzky erinnern könne. Das Ballett unternahm außerdem viele Tourneen. So etwa war 1930 in der Südtiroler „Alpenzeitung“ zu lesen:

„In der Kunsthandlung Amonn ist gegenwärtig ein Pastellporträt des Frl. Ruth Suschitzky ausgestellt, der reizenden ersten Tänzerin des Suschitzky-Balletts, das derzeit am hiesigen Stadttheater gastiert. Die Arbeit stammt von der Hand des akademischen Malers Prof. Karl Gassauer-Merano u. ist mit ihrer Qualität wohl geeignet, die Aufmerksamkeit des kunstverständigen Publikums auf sich zu lenken.“

Schon drei Tage nach dem „Anschluss“ im März 1938 verließ Ruths Vater Philipp Suschitzky Wien und flüchtete nach Frankreich. Seine Frau Olga und Wilhelm Suschitzkys Witwe Adele kümmerten sich um die gefährdete Zukunft der Buchhandlung und des Verlags. Ein Angestellter, Johann Heger, der schon seit 1921 in der Firma gearbeitet hatte, wollte die Firma übernehmen. Die Nazis verweigerten die Zustimmung mit der Begründung, dass Heger wegen seiner langjährigen Betriebszugehörigkeit in Bezug auf seine ideologische Haltung als unzuverlässig gelten müsse. Buchhandlung und Verlag wurden aufgelöst und die Bestände veräußert.

Restitutionsforschungen sind noch immer im Gange. Die Salzburger Universität gab 2014 ein Buch an den damals 102-jährigen Wolfgang Suschitzky, einen Sohn von Wilhelm Suschitzky – sein Vater hatte ihm den Vornamen Goethes gegeben –, in London zurück; der hochbetagte Mann retournierte das Buch mit der Begründung, dass er gerade dabei sei, seine Bibliothek zu verkleinern. In einem handschriftlichen Brief – er ist im Internet wiedergegeben – erinnerte er daran, dass in jedes Suschitzky-Buch als Exlibris die „Spinnerin am Kreuz“ (ein Bild von der gotischen Steinsäule in Favoriten) eingeklebt worden sei.

Nachdem die Weiterführung von Buchhandlung und Verlag in Wien gescheitert war, flüchtete Adele Suschitzky zu ihren Kindern, Wolfgang und Edith Tudor-Hart, nach London, wo sie 1980 im Alter von 102 Jahren gestorben ist. Wolfgang war schon 1935 nach London emigriert. Er, von seinen Bekannten „Su“ genannt, brachte es dort zu einem hoch angesehenen Kameramann und Fotografen. An außergewöhnlichen Biografien besteht in Ruth Jungks Verwandtschaft kein Mangel. Wolfgangs Schwester, Ruths Cousine, Edith Tudor-Hart (1908–1973), war eine überaus schillernde Figur. Peter Stephan Jungk, der Sohn von Ruth und Robert Jungk, hat über sie ein lesenswertes Buch geschrieben (Peter Stephan

Jungk: „Die Dunkelkammern der Edith Tudor-Hart. Geschichte eines Lebens“). Sie war eine hervorragende Fotografin, dokumentierte vor dem Zweiten Weltkrieg das Leben der Arbeiterklasse in Wien und arbeitete, von politischen Gegnern vielfach bedroht, für die sowjetische Nachrichtenagentur TASS. Bis 1960 war sie als Spionin für den KGB tätig. Ihr Leben war von extremen Höhen und Tiefen gekennzeichnet.

Ruths Brüder, Joseph und Willi, wurden nach Dachau deportiert, später nach Buchenwald. Ihre Schwester Karla, die um sechs Jahre älter als Ruth war und damals in Paris lebte, konnte sie freikaufen.

Zurück ins Jahr 1938. Ruth Jungks Mutter, Olga, die Ballettense, folgte Philipp, ihrem Mann, nach Frankreich. Das Ehepaar wurde 1942 verhaftet und in das berüchtigte Sammellager Drancy nordöstlich von Paris gebracht. Von dort wurden Philipp und Olga Suschitzky mit dem Transport 31 am 11. September 1942 in das KZ Auschwitz deportiert und dort umgebracht.

Ruth war in den dreißiger Jahren als junge Operettensängerin und Kleindarstellerin unterwegs, in den Niederlanden, Belgien und Frankreich. Im Alter von neunzehn Jahren heiratete sie den um vieles älteren Schauspieler Emil Feldmar. Die Ehe dauerte nur kurz. Feldmar ist nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs wieder in Wien im Theater an der Josefstadt aufgetreten. Nur sehr knapp gelang Ruth über Spanien und Portugal die Flucht in die USA. Im Jahr 1943 ging sie von New York nach Los Angeles, arbeitete in einer Galerie, die dem Filmschauspieler Errol Flynn gehörte und bewegte sich in den Kreisen prominenter Einheimischer und Emigranten der Film- und Theaterbranche.

Nach dem Krieg traf sie Robert Jungk, der zu dieser Zeit als Korrespondent verschiedener deutschsprachiger Zeitungen in den USA arbeitete. Nach einer kurzen Zeit des Kennenlernens heirateten sie 1948 in Washington. Robert Jungk studierte damals aus nächster Nähe die Atomindustrie, ihre Rolle für das Militär und für die Wirtschaft. 1957 übersiedelte die Familie – 1952 war Sohn Peter Stephan hinzugekommen – nach Wien.

Es lässt sich nicht nachvollziehen, was ein Kind empfindet, dessen Eltern ermordet worden sind. Wie schwer belastet diese Tatsache das Fühlen und Denken? Wie lebt ein solches Kind weiter? Was denkt es über die Mörder und deren Nachkommen? Es wäre anzunehmen, dass Ruth Jungk oft darüber redete. Das war aber nicht so. Mir gegenüber kam sie nie darauf zu sprechen. Es hätte aber vielleicht doch die Möglichkeit bestanden zu fragen. Ob sie geantwortet hätte? Vielleicht hätte sie Fragen zurückgewiesen. Vielleicht aber auch nicht. Hätte sie dies als bloße Neugier gedeutet oder als Zudringlichkeit? Ihr Sohn sagt, sie habe das Thema gemieden und nicht wahr haben wollen, dass ihre Eltern ermordet worden sind. Also hat sie sich wohl zum Selbstschutz an eine Illusion geklammert. Erträglicher wäre ihr die Vorstellung gewesen, ihre Eltern hätten Selbstmord begangen. Hier stößt der Versuch einer biografischen Annäherung an Ruth Jungk an seine Grenzen.

Ruth Jungk ist am 28. Mai 1995 in Salzburg gestorben. Sie wurde – so wie ihr im Jahr davor verstorbener Mann – auf dem Jüdischen Friedhof in Aigen bestattet.

#### Nachbemerkung

Aber Salzburg hatte ja schon vor den Jahren, als die Familie Jungk hier lebte, hochinteressante Menschen angezogen. Besonders spannend liest sich die mit Salzburg eng verbundene Familiengeschichte des Verlegers Wieland Herzfeld (1896-1988). Dessen Eltern waren aus Deutschland in die Schweiz geflohen und kamen 1898 nach Salzburg, wo sie in einer Hütte am Fuß des Gaisbergs in Aigen wohnten. Die Eltern verschwanden eines Tages spurlos und ließen die vier Kinder zurück. Die Familie des Aigner Bürgermeisters Varnschein nahm sich ihrer an. Wieland gründete später in Berlin den linken Malik-Verlag, sein Bruder Helmut, der sich später John Heartfield nannte, wurde ein politisch engagierter Grafiker, den seine Collagen berühmt machten. Wieland war mit einer Salzburgerin, Gertrud Bernheim, verheiratet, ihr gemeinsamer Sohn, der sich später

George Wyland-Herzfelde nannte, wurde nach Hitlers „Machtergreifung“ nach Salzburg zu den Großeltern geschickt, die am Makartplatz wohnten. Seine sehr lesenswerten Erinnerungen sind 2003 unter dem Titel „Glück gehabt“ erschienen.

Andere Schriftsteller, für die Salzburg wichtig wurde, waren:

- Stefan Zweig, der nach dem Ersten Weltkrieg, von 1919 bis 1934, auf dem Kapuzinerberg das Paschingerschlössl bewohnte,
- Günter Eich, der mit seiner Frau,
- Ilse Aichinger ab 1963 bis zu seinem Tod in Großgmain lebte. Ilse Aichinger kehrte 1984 wieder nach Wien zurück.
- H. C. Artmann zog 1972 nach Salzburg und wohnte in einem kleinen Haus in West-Maxglan, inmitten des Moors, dort, wo es in der Nazizeit ein großes „Zigeuner“-Lager gab, aus dem sich, nebenbei bemerkt, die Regisseurin Leni Riefenstahl Statisten für ihren Film „Tiefeland“ aussuchte, die Spanier darzustellen hatten. An ihr Versprechen, die „Zigeuner“ durch ihre Fürsprache vor dem Gas zu bewahren, hielt sie sich nicht.
- Peter Handke hielt sich von 1979 bis 1988 in Salzburg auf, schaute vom Mönchsberg auf die Salzburger hinunter und ging gerne am Stadtrand spazieren, um über seine Beobachtungen von unterwegs Bücher zu schreiben. Ruth Jungk war übrigens stolz, weil ihr Sohn Peter Stephan in Salzburg Peter Handke näher kennenlernte.